

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1924

155 (5.7.1924) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 5. Juli 1924

Die Bildungskurse für die Erwerbslosen in Karlsruhe

Von Hauptlehrer R. G. Saebler, M. d. L.

I.

Als im Herbst des Jahres 1923 die Zahl der Erwerbslosen immer höher stieg und der größte Teil vor allem der jugendlichen Arbeiter ohne Beschäftigung war, erhob sich die Frage, ob nicht besonders für die letztere Gruppe der Erwerbslosen Einrichtungen zu treffen seien, welche ihnen anstelle ihrer Berufsarbeit eine andere nützliche Beschäftigung bieten könnten. Diese Frage beschäftigte mehrere Wochen eine Kommission, die sich, neben Vertretern der Stadt und ihrer hier in Betracht kommenden Einrichtungen wie Arbeitsamt und Jugendamt, aus Vertretern der Schule und anderer interessierter Kreise zusammensetzte. Da ich dieser Kommission nicht angehörte, vermag ich auch hier nichts näheres über jene Beratungen zu sagen. Ende 1923 wurde auf Anregung des Stadtschulamtes dann vom städtischen Jugendamt bei mir angefragt, ob ich die Einrichtung und Leitung von „Unterrichtskursen für erwerbslose Jugendliche“ übernehmen wolle. Ich sagte zu und führte dann diese Kurse bis zu ihrem Ende, Ostern 1924. Wenn nun im Folgenden eine Darstellung des Werdens und Lebens dieser Kurse gegeben werden soll, dann aus der Überlegung heraus, daß nicht nur im engeren Sinne sachlich oder beruflich interessierte, sondern auch weitere Kreise der Bevölkerung wissen sollen, was von der Stadt Karlsruhe auch nach der Seite bildungsmäßiger und erzieherischer Aufgaben gegenüber der allgemeinen Erwerbslosennot getan worden ist.

Die Einrichtung unterstand nach zwei Richtungen hin städtischen Ämtern: insofern die Jugendlichen in Frage kamen, hatte das Jugendamt maßgebenden Einfluß in der äußeren Gestaltung; nach der Seite der technischen Eingruppierung der Arbeitslosen, das Arbeitsamt. Beide Ämter waren bemüht, die Kurse nach Möglichkeit zu fördern. In der inneren Arbeit und Verwaltung war die Leitung der Kurse vollkommen selbständig.

Die Frage, die zunächst zu entscheiden war, bezog sich auf die Möglichkeiten, die nach der organisatorischen wie nach der rein erzieherischen Seite hin gegeben waren. Es soll nicht verschwiegen werden, daß — auch schon in der oben erwähnten Kommission — auf manchen Seiten die Absicht bestand, diese Kurse in breitesten und umfassendsten Formen aufzubauen; man dachte dabei an eine Art Volkshochschule, die über das durch die besondere Erwerbslosennot gegebene Maß hinaus eine dauernde, sicherlich durchaus wünschenswerte Einrichtung hätte sein sollen. Man dachte ferner auch daran, die Kurse nach der handwerklichen und beruflichen Seite besonders auszubauen. Dieses an sich zweifellos schöne und auch durchaus erstrebenswerte Projekt konnte indessen nicht verwirklicht werden, nicht zuletzt deshalb, weil hierzu die notwendigen Mittel kaum aufzubringen waren und zweitens weil es auch nicht leicht, vielleicht sogar unmöglich gewesen wäre, die dazu nötigen Persönlichkeiten als ehrenamtliche Mitarbeiter aufzubringen. Der Leiter dieser Kurse stellte sich vielmehr zunächst auf folgenden Standpunkt, und die Entwicklung hat ihm Recht gegeben: bei den geplanten Einrichtungen handle es sich um Schülermassen, die in dem Moment wieder abfluten, in dem sie Arbeit bekommen. Bei der Mehrzahl der Kursteilnehmer wird nicht anzunehmen sein, daß es allein die Lust und Liebe zu geistiger Beschäftigung ist, welche sie zur Teilnahme bringt, sondern nur ein gewisser Zwang, und zwar in diesem Falle ein Zwang vonseiten des Arbeitsamtes. Ferner erschien es als das Richtige, nicht sofort mit einer großen Organisation anzufangen, sondern zunächst in einem kleineren Maßstabe Möglichkeiten und Wege dieser Bildungseinrichtung zu erproben und erst dann, wenn innerer und äußerer Zwang dazu vorhanden ist, das Ganze organisch weiter zu entwickeln.

Unter diesen Gesichtspunkten wurden zunächst durch das Arbeitsamt auf Grund einer Reichsverordnung die jugendlichen Erwerbslosen zwischen 17 und 18 Jahren verpflichtet, zweimal wöchentlich vormittags den Unterricht zu besuchen. In Betracht kamen die männlichen Jugendlichen, welche an Ostern 1922 aus der allgemeinen Fortbildungsschule oder an Ostern 1923 aus einer Fachschule entlassen worden waren. Es waren rund 250 Teilnehmer. Als Schulgebäude hatte das Stadtschulamt die Libellschule in der Markgrafenstraße zur Verfügung gestellt; die bis dahin dort untergebrachten Volksschulklassen wurden in andere Volksschulabteilungen umgeschult. Die Schulzimmer fornte man in der Weise um, daß die Schulbänke entfernt wurden und an ihre Stelle Tische und Stühle aus dem Stadtgarten kamen. Das schien nicht zuletzt auch aus psychologischen Gründen nützlich; dadurch wurde den Zimmern der Charakter des Schulmäßigen genommen, sie erschienen mehr als wohlliche Räume, zumal auch der weiße Anstrich des Mobiliars sehr schön in der Farbe zu den gelblich getünchten Wän-

den paßte. Gerade im Hinblick auf die besondere geistige Einstellung der Jugendlichen im Alter von 17—18 Jahren war es notwendig, auch äußerlich das Schulmäßige möglichst wenig zu betonen. Das gleiche galt aber auch für die innere Arbeit selbst. Ein eigentlicher schulmäßiger Unterricht wäre bei diesem Schülermaterial, das nach Vorbildung und sozialer Stellung sich nicht gleichmäßig zusammensetzte, kaum möglich gewesen. Man mußte sich also über eine besondere Methode einig werden. Wir glaubten diese zu finden in einer Anlehnung an Arbeitsmethoden innerhalb der Jugendbewegung, in der Art, daß wir die einzelnen Kurse nicht als Klassen in schulmäßigem Sinne, sondern als Arbeitsgemeinschaften führten, in denen der Lehrer weniger Vorgesetzter denn Führer war. Wesentlich war vor allem, daß wir von Anfang an gleich das Vertrauen der Jugendlichen gewannen, daß sie erkennen und fühlen mußten, hier handle es sich nicht um irgend eine Zwangsmaßnahme, die man eben entgehen müsse, weil dahinter die Macht des Staates stehe, sondern daß hier Arbeit im eigensten Interesse der Jugendlichen geleistet werden sollte, und daß insbesondere die Lehrenden ein menschliches und sachliches Verständnis für die besondere, nicht nur materielle, sondern auch geistige Lage habe, in der sich die Erwerbslosen befinden. Vielleicht darf eine kleine kurze Episode dies illustrieren: am ersten Tag wurde mir von einem mir schon bekannten Jugendlichen, der einer Gruppe der Jugendbewegung angehört, mitgeteilt, einer der Teilnehmer habe einen — Gummimittel dabei, um „alles kurz und klein zu schlagen“, wenn etwa der Lehrer „froh“ werden solle; so hatte er sich wenigstens im Gang gebrüht. Dieser Geld mit dem Gummimittel, der offenbar von irgend einer Seite aufgehebt war, gehörte nachher zu den eifrigsten Schülern und hat es später mir gegenüber sehr bedauert, als die Kurse zu Ende gingen. Aber auch sonst konnte man nach einigen Stunden feststellen, daß offenbar die meisten mit ganz falschen Voraussetzungen kamen und sehr angenehm enttäuscht waren, als sie erkennen mußten, daß hier etwas ganz anderes geboten und verlangt wurde, als was sie erwartet hatten. Tatsächlich ist auch nicht ein Fall vorgekommen, der zu erstem disziplinärem Einschreiten gezwungen hätte. Doch darüber werde ich weiter unten ausführlicher sprechen.

Neben diesen Pflichtkursen für die Jugendlichen wurden dann freiwillige Fachkurse errichtet. Hier konnte es sich natürlich nicht um Zusammenarbeit im Sinne von Arbeitsgemeinschaften mit allgemeinen Themen handeln, sondern hier sollte den Erwerbslosen aller Jahrgänge Gelegenheit gegeben werden, in besonderen Gebieten ihre Kenntnisse aufzufrischen oder sich Kenntnisse zu erwerben. Als Fächer kamen in Betracht: Englisch, Französisch, Stenographie, Literatur, Geschichte, Handfertigkeiten; Turnen. Durch Anhang im Arbeitsamt wurde nun zur Meldung für die einzelnen Fächer aufgefordert. Es ist dabei besonders bemerkenswert, die Zahlen zu wissen, die für die einzelnen Fächer sich ergaben. Es meldeten sich für Englisch 242 Arbeitslose; für Stenographie 137; für Französisch 59; für Handfertigkeit 52; für Turnen 46; für Literatur 18; für Geschichte 1 Arbeitsloser. Auffallend ist dabei die große Zahl derer, die sich für Englisch interessierten; zweifellos aus der Erwägung heraus, daß die Kenntnis des Englischen für den Fall einer Auswanderung sehr nützlich sei. Bei Stenographie liegt der praktische Nutzen auf der Hand. Die Teilnehmer an dem Kursus für Handfertigkeit wurden der Gewerbechule überwiesen. Auffallend ist ferner die geringe Zahl beim Geschichtskurs, der infolgedessen nicht abgehalten wurde. Es wäre eine psychologisch interessante Aufgabe, einmal nachzuspüren, welches wohl die Gründe sind, warum gerade für Geschichte ein so auffallend geringes Interesse vorhanden ist. Soweit ich durch Umfragen feststellen konnte wohl deshalb, weil die Art des üblichen früheren Geschichtsunterrichtes, der auf Fiktion und rein pragmatische Kriegsgeschichte eingestellt war, bei Jugendlichen keinen Widerhall mehr findet, zumal wenn sie aus den Kreisen des handarbeitenden Proletariats sich rekrutieren; einen anderen Geschichtsunterricht kennen sie aber nicht. Die Teilnehmerzahlen blieben allerdings nicht auf der Höhe der Meldungen stehen; sie verminderten sich schon im Laufe der ersten Wochen z. T. bis auf 50 %; es merkten eben doch manche, daß die geistige Arbeit nicht so im Handumdrehen zu erledigen ist. Insofern war es auch bei diesen abtrünnigen Kursteilnehmern ganz nützlich, daß sie einmal Gelegenheit hatten, eine Fremdsprache usw. aus der Nähe anzuschauen.

Als Lehrkräfte hatten sich aus der Volksschule 29 Herren zur ehrenamtlichen Mitarbeit bereit erklärt; aus den Lehrkörpern der höheren Lehranstalten 12 Herren und von der Gewerbechule 39 Herren mit je 1—4 Stunden Unterrichtszeit. Es zeigte sich aber sehr bald, daß für die Führung der Pflichtkurse nur solche Lehrkräfte in Frage kommen konnten, die mindestens an zwei Vormittagen in der Woche ganz zur Verfügung standen. Da die Gesamtzahl der Jugendlichen, die zur Teilnahme an den

Kursen verpflichtet waren, 250 betrug, so wurden im ganzen acht Kurse zu durchschnittlich 30 Teilnehmern eingerichtet. Diese hatten dann jeweils Montag und Donnerstag, Dienstag und Freitag, Mittwoch und Samstag Unterricht. Drei Kurse führte neben der Leitung des Ganzen der Verfasser, drei Kurse Herr Lehrer Jochim, den das Unterrichtsministerium entgegenkommenderweise auf Veranlassung des Stadtschulamtes zu diesem Zwecke vom Volksschuldienst beurlaubt hatte, je einen Kurs übernahmen ferner dankenswerter Weise Herr Jugendpfarrer Kappes und Herr Pfarrer Baumeister. Die Fachkurse wurden ehrenamtlich von Volksschullehrern und von Lehrern an höheren Lehranstalten gegeben. Nur die Kurse für Englisch mußten einem Privatlehrer übertragen werden, da infolge der damals einsetzenden Erhöhung der Deputate der Lehrer an höheren Schulen von dort keine geeignete Lehrkraft sich zur Verfügung stellen konnte; dieser Lehrer erhielt von der Stadt eine Vergütung. Auf diese Weise erwachsen der Stadt Karlsruhe keine nennenswerten Ausgaben für die Kurse; für die beteiligte beachtenswerte Zahl von Lehrern ist ihre Mitarbeit ein ehrender Beweis eines immer noch vorhandenen beruflichen Idealismus.

Gespräch in Patras*

Von Bernhard Guttman.

Die Stadt, die größte des Peloponnes, zählte mehr als 50 000 Köpfe. Sie war in den früheren Grenzen, bis Salonik an Griechenland fiel, der zweite Hafen- und Handelsplatz des ganzen Landes. Das heutige Patras stammt aus dem neunzehnten Jahrhundert und hat wenig Charakter. Die Straßen sind gerade und breiter als die Gassen der Städte aus türkischer Zeit; die Häuser sind gleichgültige Paraden ohne Unterschied. Im glühenden Sonnenlichte über dieser weißgelblichen Einförmigkeit erquid sich das Auge bloß an dem Blick auf Hafen und Meer hinaus und auf die äolischen Gebirge am anderen Ufer des Golfes. Schauplatz des sozialen Lebens sind die Kaffeehäuser. So eine Lokalität hat zum Kern einen dunkeln Laden, von dem höchst einfache Tische und Stühle über die Straßen ausstrahlen. Auch die wohlhabenden Leute kommen dahin; sie haben nichts anderes. Ist die Hitze vorbei, so sitzt hier alles, um Getränke zu schlürfen und den herrlichen Abendwind, der von der See herinkommt. Jetzt ist die Stunde da, um über den fürchterlichen Durst abzujagen, denn was man während des Tages trinkt, wird vom Körper augenblicklich als Schweiß hinausgeworfen. Bei der rasch sinkenden Dunkelheit empfindet der Mensch in der Kühle der Luft und im Gemüße des Trinkens ein unglaubliches Behagen. Die weisen Leute warnen mit Recht, denn im Wasser, das man mit Naß, mit Wermuth, mit Mastiha in sich zieht, haften Dämonen der Krankheit. Aber wer widersteht diesem Durste und der Wollust der Labung? Man könnte sich vorstellen, daß einer nur des Trinkens wegen immer hier bliebe, jeden Tag den tyrannischen Durst litte, um Abend für Abend darüber zu triumphieren.

Das beste Speisehaus von Patras ist noch bescheiden genug und der Lammbraten überall derselbe. Die Gäste sind Offiziere der Garnison, ein paar Kaufleute aus der Stadt und zugereifte Rosinenhändler, denn die Korinthenemte ist eingebracht und Patras voll von Weinbereskäufern. Am gleichen Tische sitzt ein Herr, den ich schon in der Türe des Hotels sah, wo er mit Geläufigkeit nach drei Seiten hin verschiedene Sprachen redete; einer von den Leuten, die nichts verblüffen kann und die, wenn sie meinen Koffer sehen, schon meine Biographie innhaben. Ich bin nicht überrascht, als er mich sofort in gutem Deutsch anredet. Nun aber verstummen die Gespräche, jeder hat die Augen zum Eingang gewendet. Eine Dame in korrekter Tourneure tritt herein und geht zu einem Tische. Man trifft in Griechenland sonst selten eine allein reisende Europäerin. Diese hier sah ich schon, sie fuhr auf demselben Dampfer von Korfu ab; in der Rube am Ufer, wo man die Formalitäten abmacht, gab ihr der italienische Hafenoffizier mit einer tiefen Verbeugung und einem gewissen Rächeln ihren Paß zurück. Der Mann an meinem Tisch kann den Blick nicht von der Engländerin wegbringen. Als ich aber die Vermutung wage, die Fremde sei vielleicht eine distinguierte Engländerin auf dem Wege zu den Altstädtern von Olympia, sagt er mit Herablassung:

„Was Ihnen einfallt! Vor drei, vier Jahren habe ich die da in einem Hause in Triest gesehen. Sie ist jetzt auf der Rebanetour, fährt nach dem Piräus. Von da gehen sie nach ein paar Jahren weiter. Manche kommen bis nach Port Saib hinunter — pour serefaire la virginité! Er lachte ausgiebig über seinen Wis.

Von Patras denkt er mit Geringschätzung. Eine absterbende Stadt! Fast niemand kommt hierher als diese Korinthenhändler. Der Piräus nimmt alles fort. Aber es ist

* Wir entnehmen diesen Aufsatz einem Buche „Tage in Hellas, Mänter von einer Reise“ von Dr. Bernhard Guttman, das kürzlich im Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. H., Frankfurt a. M. erschienen ist. Der Verfasser schildert darin seine Eindrücke von einer Reise in Griechenland, das nach Weltkrieg und Revolution ein ganz neues Gesicht zeigt.

Geld in Patras. Es gibt hier über hundert Millionäre, nicht in neuen schlechten Drachmen, sondern in den alten, die besser waren.

„Wo steht der Reichtum? Die Stadt macht nicht den Eindruck danach.“

„Man sieht den Häusern nicht an, was drinnen ist. Diese reichen Leute kaufen sich kostspielige Ausstattungen; ich kenne einen, der kürzlich Möbel für eine halbe Million aus Europa kommen ließ. Alle Jahre reisen sie mit ihren Frauen nach Paris und Wien und die Damen bringen sich teure Toiletten zurück. Abgesehen hat jeder sein Geld draußen angelegt.“

„Sie sind ein Mann, der die Welt kennt.“

„Ich war zwanzig Jahre in Europa. Wegen der großen Veränderungen draußen mußte ich mein Geschäft aufgeben und nach Athen gehen. Wir importieren, aber die Sache ist sehr schwierig, und wer es anders kennt, möchte rasend werden. Man gibt Ihnen einen Auftrag und wenn die Ware ankommt, streitet man Ihnen ins Gesicht die Bestellung ab. Sie laufen vor Gericht, kein Advokat weiß, ob der Prozeß zwei Jahre dauern wird oder fünf. Ich bin heute wegen solcher Geschäfte in Patras.“

„Der Ort hat den ganzen Peloponnes hinter sich. Warum tut man nicht mehr zu seiner Entwicklung?“

„Ach, es entwickelt sich bei uns eigentlich nichts. Was da ist, ist da und es geht so weiter. Sogar der Piräus mit seinem großen Verkehr bleibt unentwickelt. Reis, Speiseöl — es fehlt überall. Viele Waren lagern im Freien und die Kaufleute müssen für schweres Geld Wächter anstellen. Die Regierungen lassen seit Jahren Studien anfertigen, immerfort Studien. Dann kommt ein neues Ministerium, die Unternehmer, die den Auftrag bekommen sollten, sind nicht mehr in Gnade, andere Unternehmer machen andere Projekte, und wenn sie fertig sind, kommt wieder ein neues Ministerium. Was wollen Sie? So ist es immer in diesem Lande.“

Er grüßte und ging, um vor dem Schlafengehen seine Partie Domino zu spielen.

Am Hafen ist ein kleiner, palmenbestandener Platz. Dort fängt der Pier an, zu dessen Seiten Segelschiffe angelegt sind. Auf den Steinen sitzen und liegen Barkeleute, nachsichtige Bastträger, kleines Stadtvolk. Im Dunst über dem Wasser sehen die Schiffsmasten rechts und links mit dem fächerförmigen Takelwerk beim Vorübergehenden wie eine Palmenallee aus, dazwischen hängt, der Reife nahe, der Mond als große gelbe Kugel. Behnützig quälender Gesang kommt aus einem Boot. Dieselben Töne, die man mit arabischen, türkischen, griechischen Worten überall im Morgenlande hört. Denn ob Moslem oder Christ, der Orient ist eins.

Die Tollwut

Unter dieser Überschrift veröffentlicht der „Wochenblatt“, die ausgezeichnete kleine Zeitschrift des Verlags Hans von Weber, München, folgenden Aufsatz:

Unter Goethes Sprüchen findet sich der Vers: „Wollen die Menschen Bestien sein, so bringt nur Tiere zur Stube herein!“

Allerhand Deutsche, die da glauben, bei ihrer notorischen Unwissenheit und Unfähigkeit zu staatsmännischem Denken mit plumpen Fäusten in das Gespinnst der Politik eingreifen zu müssen, sind dadurch nahezu zwangsläufig zu Bestien geworden und bleiben es schließlich mit Vorbedacht.

Kein Geschäft erfordert einen so feinen, überlegenen Geist, sozial Selbstbeherrschung, Selbsterkenntnis, so allseitiges Wissen um die Psychologie und Geschichte der Völker wie die Politik. Wir aber sind glücklich so weit, daß jeder blöde Viechker sich untersteht, daß seine Stimme heftend in die Wagschale des nationalen Geschickes zu werfen und mit der Pistole auf den nächsten Besten, dessen Motive er unermüdet begreifen kann, drauflos zu knallen. Die Politik ist die einzige Kunst, die auf den primitiven Menschen nicht bildend sondern zerstörend einwirkt. Sie macht ihn noch dümmer, als er schon ist, weckt und steigert noch seine bestialischen Instinkte. Wie glücklich, wie achtunggebietend die Tiere, daß sie unfähig sind zu solch verworrenen, hemmungsloser Politikerverlei! Selbst der Tiger, wenn er seiner Natur gemäß sich die Beute raubt,

bleibt Geschöpf im Stande der Unschuld und beschämt den mit sogenannter Vernunft begabten Dioten, der im Namen des Vaterlandes oder des kommunistischen Welt-Phantoms blutige Schandtat begeht. Ja, man sollte wirklich auf den Boden der Volksversammlungen stets eine Schar Tiere aufstellen, damit sich Redner und Zuhörer an deren Sanftmut und Würde ein Beispiel nehmen. Es brauchen keine Lämmer zu sein; schon Ochsen und Esel sind ihnen an Weisheit überlegen. Ausnahme: der tollwütige Hund. Doch auch den könnte man vor ihren Augen an der Kette halten, damit sie sich in der Scheußlichkeit seines wutentbrannten Geistes wie in einem Spiegel sehen und erkennen, daß sie mit ihrem Brüllen und Toben an der gleichen Krankheit leiden. Selbstames Zusammenreffen, daß der gleiche Giftstoff, der unter den Hunden seit einiger Zeit so ungeheuer sich verbreitet, mehr und mehr auch die Menschen infiziert. Man möchte glauben, es sei die Wut der Menschen, an der die Hunde sich infizieren haben. Die Verbreitung der Hundswut nimmt immer weiteren Umfang an, weil die Schutzmaßregeln von den mit Blindheit geschlagenen Hundebesitzern nicht beachtet werden und die Polizisten nicht die Energie besitzen, sie dazu anzuhalten. Die wutkranken Volkstäter in der deutschen Republik loben immer hemmungslos, weil sie auf allen Gassen frei herumlaufen dürfen, immer weitere Volksteile infizierend. Ihre Häupter, das Gegenstück zu den Hundebesitzern, rühren keinen Finger, sie unerschrocken zu machen. Wahrscheinlich bilden sie sich ein, daß Rabaukbrüder, Wälder und Totschläger ein ganz passendes und nützliches Propagandamittel der guten Sache seien.

Am struppellosesten wird der Giftstoff durch einen großen Teil der Tagespresse verbreitet. Man schlage irgendeine Nummer auf — es ist nicht nötig, den Namen zu nennen, man wird von selber darauf kommen, der Ton verrät sie schon — da lauten die Überschriften der einzelnen Artikel: „Gemeine Heuschrecke“... „Schuftige Verräter“... „Wie sie lügen“... „Die Luftfänger“... „Lumpen als Abgeordnete“, und jede Seite dieses sich treudeutsch und bravbürgerlich gebärdenden Blattes wimmelt von niederträchtigen Unterstellungen, Denunziationen, Verdrehungen der Wahrheit, gefäßigen Ausfällen. Die kleinen Zeitungsschreiber mit dem Dünkel ihrer Halbbildung, die auf ihren Meditationsstühlen ums liebe Brot schmieren, sind wonöglich noch stolz darauf, daß sie so „scharf polemisieren“ können. Gelingt es ihnen endlich, irgendeinen armen Schläger, vertieften Ideologen oder redseligen Fanatiker in die Unterfuchung wegen Landbesitzes zu bringen, so brüsten sie sich mit ihrer Macht und überlegen sich nicht, daß der daraus entstehende Standardprozeß jedesmal zu einem neuen Quell des Hasses, der fittlichen Verwahrlosung und zum Kampfen zu weiteren Geldentzügen verworrenen Waidkäse wird.

Zu Tausenden laufen jetzt die fatalistischen Existenzen in unferne Wälder herum, haltlose junge Burschen, die keine andere Schule absolviert haben als die des Krieges und der Revolution. Die verschlungen in ihren Spelunken gierig die Tageszeitungen, ihre einzige geistige Kost, und kennen keinen andren Ehrgeiz, als sich mit einem Attentat das Lorbeerzweig des Gelben und Märtyrers um die niedrige Stirn zu winden.

Da fahnen zum Beispiel, aufgereizt durch einen der letzten Hochverrats-Prozesse, ein paar Zimmergenossen den kühnen Entschluß, einen als Zeugen vernommenen, ihnen unsympathischen hohen Beamten „um die Ecke zu bringen“, an die Wand zu stellen, zu „erledigen“ — oder welches Briganten-Jargon sie sich sonst bedienten. Der eine war Kellner, der andere Buchhalter, der dritte Filmkaufmann, alle drei bezeichnenderweise stillenlos und im Anfang der zwanziger Jahre stehend. Sie beschworen im Asyl für Obdachlose die politische Lage und kamen zu dem Ergebnis: „Dieser Kerl gehört weg!“

Es ist aber nicht nur diese tiefe, verworrene Schicht, die an der Kulturarbeit leidet. Ganze Parteien sind davon verheut, ganze Berufsgruppen jugendlicher Angestellter, sogar ein beträchtlicher Teil der Studentenschaft und auch schon deren Nachwuchs in den Mittelschulen. Das Proletariat, teils verheut, teils durch die Folgen der zunehmenden Arbeitslosigkeit verheut, ballt die Faust in der Tasche und tobt sich in den Rauf- und Hochheitsbestien der Schenke aus. Die Leutchen des Bürgerturns können einander immer weniger ausstehen. Es ist aber nicht nur diese tiefste, verworrene Schicht, die an der Kulturarbeit leidet. Ganze Parteien sind davon verheut, ganze Berufsgruppen jugendlicher Angestellter, sogar ein beträchtlicher Teil der Studentenschaft und auch schon deren Nachwuchs in den Mittelschulen. Das Proletariat, teils verheut, teils durch die Folgen der zunehmenden Arbeitslosigkeit verheut, ballt die Faust in der Tasche und tobt sich in den Rauf- und Hochheitsbestien der Schenke aus. Die Leutchen des Bürgerturns können einander immer weniger ausstehen.

gab zur Antwort: „Da werden Sie sich aber täuschen! Wir Weiben haben, weil ja die Deutschen jetzt alle aus diesem Grunde nach Italien fahren.“ So herzlich sind sie sich gegenseitig zugehen, unsere Volksgenossen. Man kann sich vorstellen, mit welcher Erbitterung sie erst losgehen, wenn ihre Überreiztheit angriffslustig wird und pathologisch ausartet. — Öffentliche Kundstagen werden veranstaltet, ab — mit Deutschland jetzt wieder aufwärts gehe. Die Zeitungen, deren Beruf es ist, ihren Lesern zu schmeicheln, wünschen die Frage natürlich bejaht zu hören. Die Wahrheit zu bekennen: Nicht im mindesten geht es aufwärts. Nämlich so lange nicht, bis die Seuche der Tollwut im Volke ausgerottet ist.

Bücheranzeige

Arthur Herz: Tabellen der gesamten Kulturgeschichte. (Arthur Herz Verlag, München-Schönfeldstr. 8.) — Diese Tabellen stellen den Versuch dar, die gesamte Kulturgeschichte auf möglichst kleinem Raum und in größtmöglicher Uebersicht vor Augen zu führen. Sie wollen den Ueberblick über die bedeutungsvollen Ereignisse eines Zeitabschnittes erleichtern, die Zusammenhänge anschaulich machen. Das Buch dient dem Allgemeinwissen, nicht dem Fachwissen. Jedes Jahrhundert ist für sich abgeschlossen, die Einteilung in jedem Jahrhundert die gleiche. Das Buch umfasst die gesamte Geschichte bis zur Gegenwart (1914). Ein genaues Register ist am Schluß. Die Tabellen sind ein beachtenswerter Versuch, den man begrüßen sollte, und zwar auch dann, wenn er noch nicht allen Anforderungen genügt.

Geschichte der politischen Parteien in Deutschland. Von Arthur Herz. Dr. Ludwig Bergsträßer, Potsdam. (3. verbesserte Auflage. J. Neudörfer, Verlagsbuchhandlung, Mannheim.)

Das Büchlein enthält eine vollständige geschichtliche Übersicht über alle politischen Parteien, anfangend mit den Einwirkungen der großen französischen Revolution auf deutsches Denken und abschließend mit den heutigen Verhältnissen. Reiche Literaturangaben ermöglichen jedem Leser Weiterarbeit auf seinem besonderen Interessengebiet.

Karl Arnold Kortum: „Die Jobiade“. Ein tomistisches Gedicht in drei Teilen. Mit einer Einführung herausgegeben von Wilhelm Müller-Wildersdorf. Ausgestattet mit zahlreichen Holzschnitten von Hans Thuma. 391 Seiten. (Verlag von Gebrüder Stiepel, Gef. m. b. S., Reichenberg in Böhmen.)

Mit dieser sehr ansprechenden Neuausgabe der löstlichen „Jobiade“, die in buntester Abenteuerlichkeit und vielen fesselnden Schilderungen vom Lebens- und Tatengange des jenseitigen Substanten, Schulmeisters, Nachwächters, Pflanzers und nachmaligen Ochsener Hieronymus Jobs erzählt, haben sich Verlag und Herausgeber ein besonderes Verdienst erworben.

Gerhart Rodenwaldt: Das Relief bei den Griechen. (Verlag Schoch & Borchers, Berlin. Mit 124 Bildtafeln.) — In den griechischen Reliefs ist uns ein gut Teil der dekorativen Plastik der Hellenen im Original erhalten. Ihr geistiger Gehalt erregt nicht frei die Form, sondern fügt sich einem tonischen Ganzen ein. Das Relief dient dem Raum oder dem Denkmal und verleiht dem dekorativen Werkstück auch dann nicht, wenn es am Denkmal zur Ausstattung wird. Die freudige Schöpfungskraft und die unerschöpfliche Feinsichtigkeit der Griechen erzeugen beim Relief für jede Aufgabe eine besondere Gestaltung, die ihr eigenes Leben führt. Diesen Wandlungen an der Hand einer reichen Auswahl von Abbildungen mit einem knappen Text zu folgen, ist die Aufgabe, die sich das Buch „Das Relief bei den Griechen“ stellt.

Arthur Weigall; Schenut, König von Ägypten und seine Zeit. (Verlag Bruno Schwabe und Co., Basel.) Schenut, der Schwiegervater des durch die Ausgrabungen Lord Carnarvon's so bekannt gewordenen Tutankhamen, stellte sich mit seiner persönlichen Lebens- und Weltanschauung in vollstem Gegensatz zu seinen Zeitgenossen. Er begründete einen neuen Sonnenkult, indem er die der Sonne innewohnende, lebendige Kraft als höchste und später einwirkende Gottheit verehrte und die übrigen Götter Ägyptens zugunsten dieses einen und einzigen Gottes auszuscheiden suchte. Seine Persönlichkeit kam jedoch auch in der nach seinen Ideen geschaffenen neuen Hauptstadt des Reiches, El Amarna, mächtig zum Ausdruck. Unter ihm und offenbar auch durch ihn breitete sich die ägyptische Kunst von ihren konventionellen Formen und gelangte zu einer Lebendigkeit der Darstellung, zumal in der Plastik, die später nur noch von der griechischen Kunst übertroffen werden sollte. Das für uns interessanterste aber aus dem Leben und Wirken Schenuts dürfte wohl sein, wie er vor jetzt 3900 Jahren den Gedanken eines dauernden und ewigen Friedens in die Tat umzusetzen suchte. Am Schluß seines Buches schildert uns Weigall, mit welcher Hartnäckigkeit sich Schenut seinen Staatkatheten und Feldherren gegenüber bis an sein Lebensende weigerte, Krieg zu führen und welche Folgen dies für das ägyptische Reich hatte.

Kiderlen-Wächter erzählt

Prof. Ernst Jäch veröffentlicht den Briefwechsel und Nachlaß von Friedr. v. Kiderlen-Wächter. (Kiderlen-Wächter, der Staatsmann und Mensch. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.) Wir bringen einige der zahlreichen Einleitungen, die das Buch enthält.

Heute haben wir bei meiner Cousine Berta Scheler gegessen, mit Nach, einer russischen Sekretärsfrau, die ich aus Konstantinopel kenne und der „ambulanten Alice“; so nennen sie nur meine Schwester und ich. Sie ist jetzt Frau Hauptmann Dörner, Tochter des verstorbenen württembergischen Lucanus, Griesinger; hat eine sehr kluge, aber entschieden schwäbische Mutter. Es war einmal ein Bazar hier, wo Alice Blumen verkaufte und daher nicht an einem Tisch war, sondern umherging. Dies drückte die Mutter, als meine Schwester fragte: „Was verkauft Ihre Tochter?“ so aus: „Alice ist ambulante!“

Das Villa-Liner (bei der Herzogin Vera) habe ich Dir schon geschrieben. Am meisten amüsierte die Familie Weimar, als man zufällig von dem früheren württembergischen Gesandten Grafen Zepelin und dem Luftschiff, das er erfinden haben will, sprach, die Geschichte von dem Stuttgarter Kunstschloss, bei dem er sich zuerst ein Modell bestellte. Der biedere Schwabe antwortete: „Oh, Herr Graf, laßt Sie das sei. Des löschtet Sie e Geldgeld und nachher ist's doch a Sauoninn!“

Nachmittags kam Tante Alice zu Weibschachtelkommissionen an sie erzählte eine gute Geschichte: In Baden-Baden gingen vor ihr zwei Herren, die sie nicht kannte, die aber, wie sie hinzukam, leider nicht sehr vornehm ausahen, aber gut schwäbisch sprachen. „A, sagie: „Ja, daß nur auf, der Kiderlen, der machi noch a tolle Karriere.“ — B. sagie: „Da, i moia, die hab er scho gemacht.“ — A.: „Ja, daß no auf, der bringt's no weil,

ter, der hats dia hinter de Ohre.“ — B.: „Sich aber so e guter Mensch derbei.“

Es gibt doch noch ehrliche Handwerker. Ich gehe mit meinem Nagelmesser heute zu einem alten Messerschmied und sage: „Ich glaube, die Klinge ist von schlechtem Stahl, können Sie mir eine andere einfeilen?“ — „Görret Se“, antwortete er, „I glaub gar net, daß die so schlecht ist, die schließ i Cna und pup so ordentlich, na wirts's scho gehe und je brauchet sei neie; geh's na net, na isch e neie gel drin; aber warum solle je unnötig Geld ausgabe!“

Noch eine Geschichte: Ein Oberst fragt seinen Hauptmann: „Sind Sie mit Ihrem diesjährigen Erfolg zufrieden?“ — „Nun's net loben; 's sind viel Blattfugete dabei, drei Krappete, zehn Borbestrafte, und an Preis hab i a!“

Mit „Genschtel“ Weimar kaufte ich im Klub Jugenderinnerungen aus; ich war der Spielkamerad seines älteren Bruders. Sie hatten einen Hauslehrer, einen angehenden Piarer, jetzt erster Geistlicher am Iller Münster; ein grundgelehrter Mann, schreibt große Werke — aber eben ein Schwab! Einmal kommt der Haushofmeister zum Prinzen Weimar-Bater: „Die Prinzen treiben mir drunten mit der Heßpeißch meine Säue durchgehend.“ Der Bater sieht fragend auf den danebenstehenden Erzherzog; dieser sagt: „Ja, i kann doch net alleweil dene Sauwilde nachsprenge!“

Einmal kam er entzückt zum alten Prinzen: „Soheit, em a jede ordentliche Piarerhaus kriegt ma am Nachmittags an an Kaffee; aber 's scheint em son nem firchtliche Haus, da gibts kein Kaffee!“

Von den vielen Geschichten, die an dem Abend erzählt wurden, eine kleine Probe: Die eine gleicht der vom Bauern, der sich die Finger in der Compétüre einflummelt, und als ihn der Schaffner befreit sagt: „Au, das tut aber weh!“ — worauf

der Schaffner meint: „Da, wenn's Euch Saubauerri auch noch wohl tut, hättet Ihr de ganze Tag d'Prätsche drin.“ Das Bedenkt ich, daß ein Piarer sich die Finger eingeklemmt hat, da sagt der Schaffner: „Gelt, jetzt müßt' au was anders sein als ein Piarer, damit sagen könntest: Gimmerherrgotts-Traument!“

Nun noch eine Geschichte, die neulich der Prälat Weibrecht hier in einem Pferdebahnwagen mitanbete: Eine junge Dame sitzt da, auf ihrer einen Seite ein Leutnant, auf der anderen Seite ein leerer Platz. Bei-avis eine Dame de la Halle, noch so ein Mattheib, sehr dick, kommt herein und pflegt sich sehr ungeniert auf den leeren Platz neben und ein wenig auf die junge Dame. Diese rückt etwas gegen den Leutnant zu und wirft der neuen Nachbarin einen indignierten Blick zu. Da sagt die ihr gegenüberstehende Frau: „Ja, Fräule, für zehn Pfennig können Sie net auf jedere Seit en Herrnant verlangen!“

Da fällt mir wieder eine Geschichte ein. Als die „Hohenloher Lande“ durch Verzicht des Fürsten 1849 preussisch wurden, fuhr der Kommissar, der das Land in Besitz nehmen sollte (bei uns heißt's „Landle“) per Post nach Hechingen. unterwegs will er die „Vollstimmung“ erforschen, fragt also den Postillon, der aus dem eben preussisch gewordenen Hechingen ist: „Nun, Schwager, seib Ihr zufrieden, jeht Preusse zu sein?“ — „O Herr“, antwortete der biedere Schwabe, „mir war's ein, ob ich gollrich bin oder preussig; aber dene factische Heingerlöcher (Gangerloch) ist nahe bei Hechingen und liegt in Württemberg, dene factische Heingerlöcher, dene hätte mer's a gonnt, daß je preussig hätte werden müß!“

Morgen abend ist große Tour, zu der ich in full dress und wie ein Klempnermeister, mit allen meinen Kleidern, wü-go Orden genannt aufzetreten muß. Ich bin froh, wenn ich mein „Kummel“ (schwäbisches Ochsengehirn) wieder herunterhabe...